

Nach jenem Jugenderlebnis mit der kleinen Schaufpielerin, das sicherlich für beide Theile kein allzu schmerzliches Ende nahm, traten Frauen in Gotthold Ephraims Lebenskreis erst wieder ein, als er nach den stürmischen Kriegsjahren in Breslau als Dramaturg an das neu gegründete Nationaltheater nach Hamburg gerufen wurde. Bald nachdem er 1767 nach Hamburg gekommen war, gewann Lessing dort einen freundschaftlichen Verkehr, wie er ihn bis dahin noch nicht kennen gelernt hatte. Dieser schon immer ihrer angenehmen Gefelligkeit wegen berühmten norddeutschen Stadt trat zu mehreren wohlhabenden Familien in gesellschaftliche Beziehungen, bei denen nicht nur die Männer, sondern auch geistvolle und liebenswürdige Frauen im Mittelpunkt standen. Es war das Haus Reimarus: der vielseitige und grundgelehrte Professor am Akademischen Gymnasium Hermann Samuel Reimarus, sein Sohn Johann Albert Heinrich, Witwer und vielbeschäftigter Arzt, und dessen unvermählt gebliebene Schwester Elise, die von männlicher Hand, umfaffender Bildung und leidenschaftlicher Wahrheitsliebe war. Elise Reimarus war viele Jahre lang Lessings Vertraute gewesen. Wenn sie ihr Herz fest in der Gewalt ihrer nüchternen Denkens hielt, kann es doch keine Zweifel unterliegen, daß auch sie von dem Wortschreiber ihrer Persönlichkeit gefangen genommen war. Seitdem Lessing sich aber für Eva König und Wölffenbüttel angeschlossen hatte, mollte sie nicht anders sein als die treue, beratende Freundin, der Vernunft der Meister war, auf dem alle Genuß sich gründet. Und eine solche Freundin konnte Lessing wohl brauchen, namentlich dem großen theologischen Kampf, der sich aus den aus alten Reimarus Nachlass von ihr herausgegebenen religionsphilosophischen Fragmenten entspann. Vielleicht war Elise die Frau, die später gerade die Liebesart Lessings am besten begriff. Wie es zwischen ihr und ihm in Wahrheit stand, geht am deutlichsten aus einem Brief 3. S. S. Jacobs an sie hervor, der nach Wochen nach Lessings Tod geschrieben, der selbst jamerweise seither wenig Beachtung gefunden hat: „Indem ich dieses schreibe, erinnere mich lebhafter an das so gefühlvolle Herz unseres Lessing, der so vielen kalt schien, weil er nicht sinnlich, nicht mollig war“.

Die Freude des Hauses Termaelen

Skizze von Ilse Charlotte Noack

Vor ungefähr 150 Jahren, da Holland noch als erste Kolonialmacht der Welt galt, stürmte ein junger Mann mit zorngequältem Gesicht aus dem Hause des Amsterdamer Handelsmanns Termaelen. Nicht minder erregt folgte ihm nach wenigen Augenblicken ein Mädchen. „Jan! Jan! Was denn!“ „Was hat der Vater gesagt?“ „Sein kurzes, bitteres Lachen gab ihr Antwort.“ „Jan, wenn er durchaus einen Seemann zum Schwiegersohn haben will, mußt du —“ „Sind meine Tücher nicht mehr wert als seine Schiffe? Die Hoffnung des Hauses Termaelen liegt auf dem Meeresgrunde und —“ „Versteht Du nicht, daß der Vater aus diesem Grunde einen Schwiegersohn erwählt, der das Schicksal der „Hoffnung“ um das Kap steuern kann?“ „Soll mich der Seemannssohn Deines Bruders zur Nachahmung —“ „Verkenne den Vater nicht! Er leidet unter der Vorstellung, daß unser Volk nicht mehr vom Goldengesteine eines Ägypten erfüllt ist. Sein forgerender Blick sieht Englands Aufstieg. Nicht Du, unsern ganzen Volksgeist ist es, der merkt vor. Aber vergesse nicht! Ich habe einen Plan. Nicht Pieter Konning, sondern Du wirst mit der „Freude des Hauses Termaelen“ ausreisen.“

„Ja!“ „Ja! Du! Unser alter Kapitän wird mir helfen. Ihr zwerfisches Lächeln lockte. „Versprich mir, daß Du Dich an Bord begibst, wenn —“ „In seinen Augen flackerte leichter Argwohn. „Man sagt, daß auch Konning die Tochter des Hauses Termaelen —“ „Sie flocht in Gedanken ein feines Gespinnst von Trauerflüster. „Wenn Du mich erringen willst, Jan, so erlaube meine Bitte.“ „Und die lange Trennung? Zwei Jahre können vergehen! Dunkel wurde die Flamme in seinen Augen. „Schon mancher sah bei der Heimkehr die Erbsen am Herde eines andern.“ „Ich schwöre Dir, daß ich nicht eher an den Altar gehe, bis die „Freude“ wieder im Hause liegt. Wirst Du die Seefahrt mögen, wenn der Kapitän meinen Wunsch erfüllt?“

Klagte mir, daß ihn alles verlasse. Selbst eine gewisse Person, die ihm seit Jahren mit der innigsten Freundschaft zugehen gewesen und von der er gewiß wäre, daß sie ihm sogar ihre Hand nicht verlag haben würde, auch diese entsetzte sich jetzt von ihm. So war es bei der Freundschaft geblieben. In Hamburg lernte Vessing jedoch auch Eva König, die Witwe seines „besonderen Freundes“, des Kaufmanns und Seidenhändlers Engelbert König, kennen, die Frau, „mit der er sich allein zu leben getraute“. Aus einer freundschaftlichen Zuneigung erwuchs rasch eine tiefe Leidenschaft, die es dem seitdem im Leben immer einsamen Vessing machte, seine Zukunft von der Frau Eva zu trennen. Zwar dauerte es länger als anderthalb Jahre, bis die fünfundsiebzigjährige sich dem zweiundvierzigjährigen verlobte und dann noch länger als fünf Jahre, bis das Schicksal ihnen erlaubte sich zu einer Ehe von nur fünf Vierteljahren zu verbinden. Das tragische Ende dieses Bundes mit der Gattin, die in allen Stücken so war, wie er sie sich gewünscht, der Abbruch des glücklichsten und friedlichsten Jahres in Vessings Leben, ist bekannt. Nach der Geburt eines kleinen, nicht lebensfähigen Sohnes wurde Frau Eva am 10. Januar 1778 Vessing wieder entzissen. Der Verlust dieser Frau verwundete ihn so tief, daß er halbgebrochen selbst nur noch drei Jahre weiter leben konnte.

Vessings Freunde, die fast alle von dem Verhältnis nichts wußten, war die Heirat außerordentlich überraschend gekommen. Damals bei der Hochzeit mit Eva wurden auch einer andern Frau, die schon länger im freundschaftlichen Briefwechsel mit dem Dichter stand, schmerzliche Augen geöffnet. Ernestine Christine Reiske, die Witwe des 1774 verstorbenen Professors Reiske, die seit Jahren ihr Herz an den berühmten und lebenswürdigen Bibliothekar verloren und gehofft hatte, einmal an die Seite des bewunderten und geliebten Mannes treten zu können, mußte die völlige Ausgeschlossenheit ihres Sehns nach Vessing selbst hat die geistreiche und anmutige Frau sehr geschädigt. Deren Stellung zu ihm nicht einer gewissen Tragik entbehrt, da eine so bedeutende Frau ihr Leben in hoffnungsloser Leidenschaft vergehen mußte.

Ein Händedruck. „Ich will.“ Dann schieden sie. Möglichst unauffällig rüstete Jan zu der ersten Fahrt, obwohl er nicht glaubte, daß ein Mädchen über das Schicksal von Schiffen entscheiden würde. Er zweifelte, bis ein Brief Antjes ihn beschied: „Die Freude des Hauses Termaelen geht beim Morgengrauen in See. Sei heute Abend an Bord!“

Jan fühlte sich im Strudel eines mitbelebenden Schicksals. Schließend flegte seine nuchterne Überlegung über alle unklaren Vorstellungen. Ein Mantel verdeckte die Tracht des Seemanns, die er trug, als er zur bestimmten Stunde sein statisches Haus in der Kolonnenstraße unbeobachtet verließ. Aber er lenkte seine Schritte nicht nach dem Hafen. Erst wollte er sich vergewissern, ob sein Nebenbuhler ein Opfer seiner Mädchenlist geworden war. Er kannte die Schänke, die Pieter Konning liebte.

Reife trat er ein und ließ sich in einer Nische zwischen dem roten Gebälk nieder. Durch den blauen Dunst der Tonpfeifen entdeckte er den Steuermann der „Freude des Hauses Termaelen“, der mit gerötetem Gesicht und blühenden Augen unter Freunden lag. Mit siegetrohem Lachen leerte er den Zinnbecher. An Aufbruch schien er nicht zu denken.

In fiebernder Ungeduld wartete Jan in seiner Ecke. Sollte Termaelen alter Kapitän wirklich Antjes totem Plane Gehör geschenkt haben? Und wenn auch! Welche Nacht hieß Konning dem Schiffe fern bleiben? Schwer und schneidend vernahm die Minuten für Jan Wenden. Tröster und milder Klang des Seemanns Lachen. Zu lauten Worten wurde sein Flüstern mit den Freunden: „Sie kommt, Cornelius! Um Mitternacht ist die „Freude des Hauses Termaelen“ mein.“ „Weibervorteil trugen, Pieter. Geh lieber auf das Schiff!“

„Ich wage die Fahrt um das Weib. Antje Termaelen hieß mich ihrer harren.“ „Wie sturmgepeitschte Meereswogen brandeten Jörn und Empörung in Jans Herz. Wilde Eiferstürze wollte ihn gegen Konning zerren. Doch beherrschte verließ er die Schänke. War Antje wirklich treulos? In seine barte

Nach dem Tode Frau Evas betreute den wies der Einsamen die sanfte häusliche Fürsorge seiner Stieftochter Walchen König, die an ihm ihr heiliges, pietätvoller Zuneigung hing. In diesem schönen Verhältnis trieb sich selbst dann nichts, als lüsterne Klatsch zu erzählen wußte, Vessing sei in seine Stieftochter verliebt. Des großen Mannes letztes Wort gehörte dem lieben Kinde, als ihm am 15. Februar 1781 ein Schlagfluß jäh hinweg riss.

Die häufig aufgeworfene Frage, welche Frauengehalten in Vessings Dramen Züge der hier genannten Frauen an sich tragen oder nach ihnen gebildet sein könnten, ist letzten Endes überflüssig. Sicherlich zeigen sie alle, von der Juliane im „Jungen Gelehrten“ bis zu Recha und Eliza, mehr oder weniger etwas von dem, was Vessings Frauenideal ausmachte, dem er sich auch im Leben stets bewußt oder unbewußt wandte: eine ungezogene Natürlichkeit, verbunden mit vernünftiger Klarheit ohne Ueberbahrung der Gefühle. So war das Wesen der Frauen um Vessing, der Frauen, die dem Menschen und Dichter etwas zu bedeuten vermochten.

Als deutsche Frau in Peru

Von Edith Ruse.

Als Frau meines deutschen Mannes habe ich mehr als fünfzehn Jahre in der peruanischen Hauptstadt gelebt. Ich gebe gern der Aufforderung statt, hier meinen Mitbewohnern die Eindrücke und Erlebnisse als deutsche Hausfrau und Mutter im fernen Südamerika zu erzählen. Die Verfasserin.

1. Zur Einführung: Etwas über Land und Leute.

Peru, das Land der Sonnenanbeter und einflussreiche Reich der alten Inkas, ist wohl in bezug auf seine historische und kulturelle Vergangenheit, seine landschaftlichen Schönheiten, klimatischen Verschiedenheiten und im Hinblick auf die Rassenfrage seiner Bewohner eines der interessantesten Länder Südamerikas.

Der schmachtvolle Beutezug Pizarros und seiner Nachfolger, der die Vernichtung der alten

Anklage tropfte hoffende Liebe. Sie trieb ihn zu Termaelens Haus. Im Schatten der breiten Baumkronen stand er an der Gracht. Von der Neuen Kirche sang das Glockenspiel durch die Stille der Nacht.

Da bewegte sich die schmale Haustür. Eine weibliche Gestalt huschte in die Straße. Sinnlose Wut wirbelte finstere Gedanken durch Jan Meddens Hirn. Er stürzte der Davoneilenden nach. Mit würgender Faust hätte er über die Brüstler Epiken nach dem schlanken Gasse greifen mögen, um Pieter Konnings Siegeslachen zu töten.

Doch ehe er Antje erreicht hatte, stockte sein Fuß. Sein statisches Haus, seine Tullballe, sein lauberes Hauptbuch tauchten plötzlich wie silberne Sterne im Dunkel seiner Gedanken ab, und in den entlegenen Winkeln der Berge und der Montana gibt es auch noch reine Indianer, seit aber Chinesen und Japaner, Mulatten und Neger, Jambur und Malaien ihren Einzug gehalten und sich dort angelagert haben, ist eine Misdrasse entstanden, die schon allein an Farbönen ihregeleien sucht.

Die gebildete Peruanerin zählt nicht mit Unrecht zu den schönsten Frauentypen Südamerikas. Klein von Wuchs, mit dunklem lockigen Haar, das selten vorkommende Rotblond gilt als besondere Schönheit, blendend weißem Teint und lebhaften großen Augen und den schönsten Augenwimpern, zierlichem ebenmäßigen Körper mit kleinen Händen und Füßen (Schuhnummer 30 bis 35), findet man oft vollkommene Schönheiten unter ihnen, namentlich im Alter von 15 bis 30 Jahren. Später verlieren sie bei ihrer trüben Lebensweise sehr rasch ihre gute Figur, und ihre Körperhaltung nimmt dann oft uneheliche Formen an. Ihre besonderen Eigenschaften sind neben dem sehr lebhaften Temperament große Frömmigkeit, ausgeprägter Familieninn und kindliche Fröhlichkeit, neben großer Eitelkeit, Puhlsucht und Hang zu Vergnügungen; angeboren ist ihnen auch meistens die Geschicklichkeit, sich elegant und geschmackvoll anzuziehen. Die Mode wird dort durchaus von Paris beeinflusst, nur vielleicht etwas farbenfroher gehalten. Die „Mantilla“ wird nur noch zum täglichen Gang zur Kirche getragen.

Sicher schritt sie in den hellen Tag hinein. Jan Medden stand allein unter den Bettlern auf den steinernen Stufen.

Inhaltkultur, ihrer Handelsstraßen, Städte, Bewässerungsanlagen und Tempelbauten und der Verklaffung und Ausrottung eines edlen Naturvolkes, im Gefolge hatte, ist allgemein bekannt, und schon bei kurzen Reisaufzügen in die Vorberge der Anden trifft man auf die traurigen Ueberreste dieser hochinteressanten Vergangenheit und kann sogar, wenn man Glück hat, noch kostbare Funde in alten Grabstätten machen und ruht im Schatten alter imposanter Tempelreste.

Im Hintergrunde erheben sich die mächtigen, schneebedeckten Gipfel der peruanischen Korilliere, zu deren Füßen der Große Ozean sein ewig brausendes Lied singt. Er ist hier nicht still; denn viele Meter hoch donnern seine schaumgekrönten Wellen mit ungeheurer Wucht an die meist steile Felsenküste. Und jenseits der Berge erlebt man das Wunderland des tropischen Urwalds, so wie es die Feder des Dichters uns schildert. Dort muß man freilich die fessende, tödliche Tropenhitze ertragen lernen und ist der Gefahr des Fiebers — und oft tödbringenden Malariaerkrankungen — ausgesetzt. Schwer ist das Los jener Europäer, die dort als Pioniere der Kultur leben, fern von allem, was das Leben begehrenswert macht, selbst fern von ärztlicher Hilfe.

Auf den Hochgebirgen des Gebirges dogegen, der Puna, einer Art Stepe, überwieht man bei 4000 Meter Höhe die Schneegrenze und hat hier ein Klima, das unsern deutschen nicht unähnlich ist; aber sonnige, warme Tage und kalte Nächte (oft Temperaturen unter Null). — Hier liegen z. B. Cerro de Pasco und Oroya an der Westküste, die größten Kupfererzschmelzhütten der Provinzen Cajamarca, Huancayo und Cuzco. Eine besondere Bedeutung hat noch das Städtchen Tarma, das 3500 Meter hoch gelegen, wohl die beste Augenheilstätte der Welt ist, wo selbst der dem sicheren Tod Gemeihte noch jahrelang leben und oft sogar geheilt werden kann.

Der schmale Küstenstreifen, der höchstens 100 Kilometer breit ist, hat das angenehmste Klima, keineswegs, nicht zu heiß, regensolles Wetter mit kühlen Nächten, fast acht Monate des Jahres die vier Wintermonate von Juni bis September sind etwas unangenehm, es ist neblig und düster, so bewölkt, daß selbst die starke

Tröpfenform nicht durchdringen kann. — Die bedeutendsten Küstenplätze sind im Norden Piura, Chiclayo und Trujillo im Süden Ica, Molesno, und die heilumstrittenen Orte Tacna und Arica. Auf dem westlichen Grade südlicher Breite liegt die Hauptstadt Lima mit ihrem Hafen Callao mit etwa 250 000 Einwohnern.

Peru, das dreimal so groß wie Deutschland ist, hat nur etwa fünf Millionen Einwohner, die zahlreichen Ausländer mitgerechnet, von denen der größte Teil das Küstenland bewohnt, das infolge des fehlenden Regens nur wenig Vegetation und zum größten Teil einen mühseligen Charakter hat. Agrikultur gibt es nur dort, wo das Land künstlich bewässert werden kann.

Wir wollen durchaus nicht verkennen, daß mehr praktische Kenntnisse und umfangreiches Wissen eine Lebensnotwendigkeit geworden sind; dennoch, auch heute ist es vielfach noch so, daß das allein nicht ausreicht, um im Leben vorwärtszukommen. Neben diesen Schätzen müssen Takt, gute Umgangsformen, eine gesunde Anpassungsfähigkeit, kurz, alles das, was wir mit guter Kinderstube zusammenfassen können, offenbar werden, wenn anders nicht Enttäuschungen, Nihilismus im Kampf ums Vorwärtskommen ihrer warten sollen.

Es berührt ungemein angenehm, wenn wir Menschen begegnen oder auf dauernden Verkehr mit ihnen eingehen, die eine gute Kinderstube haben. Ob im Geschäfts- oder Privatleben, immer wird sich der Wert einer solchen offenbaren.

Kangen wir wieder an, unseren Kindern die reichen Schätze zu sichern, fürs Leben, allen Gegenströmungen zum Trotz, in der sicheren Erkenntnis, daß wir ihnen damit das Beste, was gegeben haben, dessen wir insphande sind.

Unter der Maske

Schlaßer.

Ein paar Stunden Ferien vom Ich, d. h. vom Alltag haben, eine Freude sein, die niemand kennt, ist die Lösung. Ganz eigentlich bedeutet das einmal Ich selbst sein, irgendeinwas anziehen, das ich bestimme. In diesem Sinne beziehe ich das Narrenkleid als Befreiung von einem unerbittlichen Zwang, der mir befehlt, mich bei jeder Gelegenheit so oder so zu kleiden, diese oder jene Farbe zu wählen, den besonderen Modellschnitt, alles vorgezeichnet bis auf Haltung und Tanz.

Ich trage ein Narrenkleid, betrachte mich ernsthaft im Spiegel, nicke mir einen Gruß zu: „Tag, Ich, endlich sehe ich Dich einmal.“ Grotesk, nicht wahr. Uebrigens verrate ich kein Geheimnis, wenn ich sage, daß es sehr vielen so geht, daß sie unter der Wohltat eines Verleides, dabei recht ungewollt, vielfach die Maske ihres wahren Selbst lüften. Das zeigt sich in der Wahl des Kostüms.

Blonde wandeln sich in den so heiß begehrten Typ der Brünetten, Brünette in Blonde oder tragen einmal das bewunderte Tizianhaar, oder blaue, grüne, gelbe Perücken. Jüngend etwas ganz Gegenständliches, es muß nur kokett, kleidam sein.

Wieder, werden Pierretten, Kokotokodamen Bauernmädchen zwischen dem Festtrubel austauschen, doch zeigen sich andersherum wieder Comboys, Trapperrinnen, Fätkhen mit Monokel Gehrock usw., Pagen, also männliche Typen. So ist eine Modetude oder ein Maskenball stets ein lustiger Kampfplatz der Gefallsucht, wo es heißt, mit allen Waffen den Gegner besiegen. Wie es geschieht, zeigt die Buntheit und Vielfältigkeit der Kostüme und Masken. Hier heißt es, „a la guerre comme a la guerre.“ Schönheit oder Originalität sind letzten Endes Sieger. Auf diesem Kampfplatz ist jeder Vorteil erlaubt, so muß Stoff, Farbe, Einfall und vielleicht auch der Zufall bis zum letzten ausgenutzt werden.

Sicherlich sehen wir heute dieselben Masken wie früher. Doch haben sie eigentlich außer dem Namen nicht viel mehr miteinander gemein. So ist z. B. der Pierrot von gestern und heute ohne jeden Verier. Die Farbennüancen sind in ganz anderem Maße abgestimmt, die Stoffwirkung künstlerisch ausgenutzt, kurz der Vergleich zeigt, welche großen Veränderungen mit uns vorgegangen sind.

Es gibt heute eine Anzahl „Phantasiakostüme“, hier wird oft mit wenig Mitteln eine ungemein aparte Wirkung erzielt. Unter Gelbmaad ist leichter, flatter geworden, deshalb wird auch das Trachtenkostüm mehr vernachlässigt. Außer dem „Dirndl“ finden wir verhältnismäßig wenig Neigung zu den steifen und schwerer wirkenden Volkskleidungen, die noch dabei meist recht kostbar sind, wenn sie naturgetreu nachgeahmt werden sollen. Doch wie gesagt, das ist nicht das Ausschlaggebende ihrer Vernachlässigung; die Tracht liegt uns nicht mehr, wir wollen „Ich“ sein, und unser Inkognito muß sich unser fühlen und Denken annehmen. Wir brauchen heute einen neuen Ausdruck für uns selbst, unser eigenes Persönlichkeitsgefühl.

Ein flottes Zimmermädchen, Jofe, die so reizend, froh und naiv jedem einmal die „Wahrheit“ sagen darf, oder die Pierrette, die wie Cullenpiegel als Wahrheitsfanatiker ihre Weisheiten ausstreut, oder ein forcher Comboy oder Sportler, meist in Sportarten, die

uns irgendeine unerreichbar sind, oder die uns das Recht geben, gemissermaßen „aus der Rolle“ als Dame zu fallen, das ist das Versteht, Befreie, das Vergnügliche der bunten Narrentracht.

Auch entspricht ein Kostüm, in dem wir die heutigen Tänze tanzen können, weniger dem einer Renaissance- oder Barocktracht. So stellt die Frau instinktiv ihr Neugieriges in die Notwendigkeiten der Rebuten oder Maskenfeste von heute, meidet die Geschmacklosigkeit, die sie in Konflikt mit dem Gelehrten, Schönheit und Harmonie bringen könnte, oder wirkt so originell in „ihrem“ Kostüm, daß sie sich über die Grenzen der Schönheit hinwegsetzt und die zweite Seele ihres Ich ist. Besonders bei der älteren Frau lohnt das Opfer der Schönheit zugunsten der Originalität unter Umständen sehr.

Nehme jeder die Gelegenheit beim Schopfe und schlüpfe einmal im Jahr in die Maske des „Ich“, tauche also verkleidet unter und genieße in harmlosem Frohsinn die paar Stunden unter der Maske.

R. Beringen, Berlin.

Vom Schweigen- und Zuhören können

Von Clara Frieß.

Eine seltene und schwere Kunst ist — vor allem uns Frauen wird immer und immer wieder vorgemorscht, hier Stümper zu sein. Es ist nicht zu leugnen, daß wir vielfach zu reich und zu viel reden — zum Teil ist das Veranlagung. Oft kommt Mangel an Erziehung und an regelmäßiger konzentrierender Arbeit dazu. Die Zunge ist ein kleines Ding, aber welchen großen Schaden richtet sie an, wer hätte nicht an sich selbst die Wahrheit des Bibelwortes erfahren. Und dabei soll hier gar nicht die Rede sein vom Nichtschweigenkönnen in ernsten Fällen, von dem Mangel an Zuverlässigkeit und Verschwiegenheit, der schon sozial Elend angeht, sondern von Verleumdung und Bosheit, die immer wieder Unheil anrichten. „Das anrüchliche Lelbel voll tödlichen Giftes“, nennt der Apostel die Zunge, ist allerdings gerecht und erfahren genug, die schweren Zungenünden nicht nur uns Frauen allein zuzuschreiben, sondern seine Mahnung in gleicher Weise an beide Geschlechter zu richten.

Wahl aber müssen wir zugeben, daß eine gewisse Art von gedankenlosem Gerede, das seinen Grund in innerer Leere und Zerstreutheit hat, das auch den Mangel an gellammelter Kraft zum Stillesein und Zuhören in sich schließt, ein mandmal zu beobachtener Frauenfehler ist. Verächtlich waren früher besonders die geistlichen Zusammenkünfte von Frauen untereinander. Wenn bei einer solchen Frauentagestunde auf einmal einen Augenblick Schweigen herrschte, sagte man mit dem Volksmund: „Ein Engel geht durchs Zimmer“ — was doch nichts anderes heißen kann, als daß dem Engel nur dieser seltene Augenblick zum Erscheinen blieb.

„Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen“, sagt die Prinzessin im Tasso. Das bedeutet, daß diese an Sargens- und Geistesbildung hochstehende Frau zu schweigen und zu hören verstand. Sie empfand das selbst als Glück. Und nicht allein für sie selbst war es eine geistige Bereicherung. Ein rechtes Zuhörenkönnen, kein passives, gelangweiltes, innerlich widerstrebendes, sondern ein williges, offenes, empfängliches Hören auf des anderen Rede befähigt und bereichert auch diesen und alles, was er zu sagen und zu geben hat, und wenn wir Frauen in erster Linie alles Verstehende, Mütterliche, Liebegebende in uns pflegen sollen, so sind hier die allerbesten Möglichkeiten, den anderen zu fördern, zu bilden.

Von einer Frau mit viel Herzensbildung sagte ein unruhiger, geistig hochstehender Mann, als er ihr Tuschnachbar gewesen war: „Ich habe mich glänzen mit ihr unterhalten“, und sie hatte nur verstanden zu schweigen und ihn reden zu lassen. Natürlich darf dies kein abso-lutes und fühlbares Schweigen sein, — eine antelnehmende Frage, ein kurzes Verstehe-moment sind auch hier Hilfe und Förderung. Meistens ist freilich ganz anders in unserer Gesellschaft — es geht zu wie in den üblichen Theaterstücken. Jeder redet von sich selbst, aus sich selbst, an anderen vorbei.

Alles Schweigen ist freilich nicht möglich, es gibt auch ein gedankenloses, ein feindsches, ein eifiges Schweigen. Das Schöne und Innigste ist dagegen ein verstehendes Schweigen, mo es keine Worte mehr zwischen zwei Menschen braucht.

Ein flottes Zimmermädchen, Jofe, die so reizend, froh und naiv jedem einmal die „Wahrheit“ sagen darf, oder die Pierrette, die wie Cullenpiegel als Wahrheitsfanatiker ihre Weisheiten ausstreut, oder ein forcher Comboy oder Sportler, meist in Sportarten, die